

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

21. (8. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Das noch über dem Wasserniveau der Spree befindliche Souterrain enthält, wie schon oben gestreift wurde, zahlreiche, sehr helle und trockene Räume, welche zum großen Teil als Laboratorien und Hilfsraum für die einzelnen Abteilungen dienen. Es findet sich hier ein großer Dunkelraum mit mikrophotographischer Einrichtung zur Aufnahme mikroskopischer Bilder; derselbe Raum soll später eine photometrische Vorrichtung zur Vergleichung der Leuchtstärke verschiedener Lichtquellen erhalten. Ferner sind vorhanden Laboratorien, in denen mit explodierenden Substanzen gearbeitet wird (Bombenraum), ein Raum für Zwecke der Elementaranalyse, ein Destillationsraum, in dem das für chemische und bakteriologische Arbeiten unentbehrliche destillierte Wasser sorgfältig hergestellt wird u. a. m. Besonders erwähnenswert ist eine gleichfalls im Souterrain aufgestellte große elektrisch angetriebene Zentrifuge, die 3000 Umdrehungen in der Minute zu machen vermag und das gleichzeitige Ausschleudern von 4 L Flüssigkeit gestattet.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit für die Desinfektion des eigenen Körpers des mit ansteckenden Krankheitserregern arbeitenden Personals ist die mit Brause und Wanne versehene, gleichfalls im Souterrain befindliche Badeanstalt. Endlich sei noch der mit drei Dampfkesseln ausgestattete Kesselraum erwähnt, in welchen Heiz- und Arbeitsdampf erzeugt werden.

Nach diesen Auseinandersetzungen begann der Rundgang in vier Abteilungen, der reichlich eine Stunde in Anspruch nahm und durch praktische Unterweisungen unterstützt das vollste Interesse der Teilnehmer in Anspruch nahm, welche sich für die gewonnene Belehrung auf das verbindlichste bedankten.

21. (8. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. Februar 1908, im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis V und VII bis XVIII her.

A. Allgemeines.

I. Zur Förderung der Naturpflege in der Provinz Brandenburg fand am 17. d. Mts. im Teltower Kreishause eine Versammlung statt, bei der der staatliche Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preußen u. M. Herr Professor Dr. Conwentz einen Vortrag unter Vorführung von Lichtbildern über das Wesen und die Ziele der Naturdenkmalpflege hielt.

Der Herr Oberpräsident von Trott zu Solz hatte dazu Einladungen an unsern Vorstand ergehen lassen und waren in Folge derselben außer dem I. Vorsitzenden mehrere Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses erschienen.

Herr Conwentz berührte kurz was im großen und ganzen für den Naturdenkmalschutz geschehen, und erwähnte dabei auch selbstverständlich die Brandenburgia. Hinzugefügt sei, daß unsere Satzungen vom 18. Februar 1904 im § 1 lauten:

„Die im März 1892 begründete Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg bezweckt:

C. den Schutz der natürlichen Denkmäler innerhalb des Gebiets, bzw. die Unterstützung der dem Denkmalschutz dienenden Anordnungen der Behörden,“

des weitern sei hinzugefügt, daß die Zeitschrift der Brandenburgia, das „Monatsblatt“ eine wahre Fülle von Hinweisen auf Naturschutz und auf Naturdenkmäler enthält, welche der gefälligen Beachtung des neuen Kommissars für die Denkmalpflege der Provinz Brandenburg, Herrn Professor Wilhelm Wetekamp, Direktor des Werner Siemens Realgymnasiums in Schöneberg, Hohenstaufenstraße 49, hierdurch bestens empfohlen werden.*)

Nicht erwähnt hat Herr Dr. Conwentz die sehr intensive Tätigkeit der von mir im Jahre 1876 begründeten Pflugschaft des Märkischen Provinzial-Museums, welche von Mitte April bis Mitte November, mitunter auch schon früher und noch später, regelmäßig Sonn- und Feiertags wissenschaftliche Pflugschaftsfahrten unternimmt, welche ganz besonders dazu beitragen, den Naturschutz teils durch Sammeln von Beobachtungen, teils durch Belehrung, teils durch unmittelbares Eingreifen zu fördern. Das ist nun mit großem Erfolge bereits auf hunderten von wissenschaftlichen Ausflügen geschehen und wird auch fernerhin der Fall sein. Ich will heute nur nebenher an ein paar Vorgänge erinnern, z. B., daß wir mehrere bis dahin kaum bekannte Eibenbäume und mehrere bis dahin unbekannte Elsbeerbäume ermittelt, ebenso den bereits dem Untergange bestimmten gewaltigen Riesenstein bei Französisch-Buchholz gerettet haben.

Herr Oberpräsidialrat von Winterfeldt als Vertreter des Herrn Oberpräsidenten leitete in gewohnter sachgemäßer und liebenswürdiger Weise die Versammlung, an welche sich nach Schluß noch eine freie Aussprache bei Bier und Brot im stattlichen Lichthofe des Teltowschen Sparkassengebäudes anschloß.

*) Ebenso bezüglich vieler Riesenblöcke der Fläming-Gegend vergl. Bd. XII des Brandenburgia-Archivs.

Die Brandenburgia wird selbstverständlich auch ferner satzungsgemäß den Naturschutz der Provinz Brandenburg Hand in Hand mit den Behörden nach Kräften zu fördern bemüht sein.

Angewiesen aus Provinzialmitteln für den Denkmalschutz im Jahre 1908 sind 3000 M.

II. Erhaltung von Naturdenkmälern. Das Landwirtschaftsministerium und die Staatsforstverwaltung haben der Erhaltung von Naturdenkmälern ihre Aufmerksamkeit und Unterstützung zuteil werden lassen. In den Staatsforsten sind einzelne Teile von naturwissenschaftlichem oder ästhetischem Wert reserviert und von jeder Bewirtschaftung ausgeschlossen worden. So bleibt z. B. in der Oberförsterei Reppen in der Mark ein ansehnlicher Waldbestand mit Weißtannen, die dort urwüchsig ist, von jedem Einschlag verschont; in der Oberförsterei Sorau wird ein 200jähriger Mischbestand von Kiefer, Eiche, Linde und Weißbuche vom Kahlbeschlag ausgeschlossen; in der Oberförsterei Lübben dürfen die Ränder an den Zuflüssen der Spree nur plänterartig bewirtschaftet, müssen also vom Kahlhieb oder gänzlichen Abtrieb verschont werden. In einem Falle hat die Forstverwaltung besondere Mittel gewährt, um eine Moorfläche mit der seltenen Zwergbirke, die nicht abgetrieben werden darf, durch Ankauf zu sichern. Das tief und einsam bei Chorin belegene Plagefenn mit See und Moor ist von jeder Nutzung ausgeschlossen. Auch bei Prenzlau sind einige besonders schöne Naturdenkmäler auf ähnliche Weise vor dem Untergang geschützt worden. Von der Plagefennlandschaft lege ich eine von Herrn Architekt Karl Wilke, unserm ebenfalls um den Naturschutz eifrig bemühten Mitgliede aufgenommene Photographie vor. Was dies Plagefenn anlangt, so ist dessen Erhaltung ja sehr dankenswert, aber, wie ich von Botanikern ersten Ranges, Geheimrat Dr. Ascherson, Professor Dr. Graebner, Professor Dr. Potonié, Dr. Carl Bolle u. a. weiß, verdienen die mittleren Grunewald-Moore botanisch nach jeder Richtung hin bei weitem den Vorzug und kann die Brandenburgia deshalb nicht unterlassen, auch heut wiederum darauf aufmerksam machen, daß diese in erster Reihe zu schonen und erhalten sind.

III. Erhaltung der Naturdenkmäler und der ländlichen Bauweise. In einem Erlaß des Kultusministers an die ihm unterstellten Ressorts wird von neuem auf die Wichtigkeit der Erhaltung unserer Naturdenkmäler hingewiesen. Besonders wird die Lehrerschaft aufgefordert, daß durch Gründung von Landbezirks- und Landschafts-Komitees dieser Frage eine ganz besondere Beachtung geschenkt werde. Auch beim Unterricht sollen die Schüler auf die Bedeutung der Naturdenkmäler hingewiesen werden. Die gleichen Bestrebungen läßt ein Erlaß des Ministers der öffentlichen Arbeiten und des Ministers des Innern „gegen bauliche Verunstaltung in Stadt und Land“ erkennen.

Dieser Erlaß führt aus: Heute sucht der einzelne sich dadurch hervorzutun, daß er das Neueste, was er durch Reisen in die großen Städte kennen gelernt hat, oder was ihm sein technischer Ratgeber an der Hand der Vorbilder aus jüngst erschienenen Veröffentlichungen zur Auswahl vorschlägt, für seine Zwecke verwendet. Dies hat dazu geführt, daß mit Vorliebe die Formen des Großstadthauses auf die Bürgerhäuser der Mittel- und Kleinstadt oder gar auf ländliche Bauten übertragen werden. Die Absicht, dem Bauwerk ein möglichst stattliches Aussehen zu geben, wohl auch eine malerische Wirkung zu erzielen, findet dabei in einer Häufung von Motiven aller Art und in einer Überladung mit Architekturgliedern und Zierformen nur zu oft einen jedes gebildete Auge verletzenden Ausdruck. Es gilt hierin Wandel zu schaffen und wieder anzuknüpfen an die gesunde Überlieferung früherer Zeit mit dem Ziel, den Bauten in mittleren und kleinen Städten ein schlicht bürgerliches Gepräge zu geben und auf den Dörfern so zu bauen, wie es das bäuerliche Selbstbewußtsein, vereint mit weiser Sparsamkeit, unter Benutzung heimischer Baustoffe und in Anpassung an die Landschaft ebenso praktisch für die wirtschaftlichen Zwecke wie eigenartig und ansprechend in der äußeren und inneren Erscheinung der ländlichen Bauten früher verstanden hat.

Goldene Worte, deren Beherzigung und Befolgung wir allseits dringend empfehlen.

IV. Landesgruppe des Bundes Heimatschutz. Abdruck des Protokolls der 1. Sitzung des Vorstandes und Ausschusses am 9. Dezember 1907. Schriftführer u. M. Herr Robert Mielke. In der konstituierenden Sitzung wurde Herr Oberbürgermeister Schustehrus-Charlottenburg zum Vorsitzenden des Ausschusses gewählt.

V. Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. No. 6, November 1907, enthält einen längeren Artikel über Wesen und Aufgaben der Volkskunde.

VI. Unser II. Schriftwart Professor Dr. Pniower teilt mit und bespricht empfehlend den unter dem Ehrenpräsidium des Fürsten Bernhard von Bülow, Kanzler des Deutschen Reichs, erlassenen „Aufruf zum Berliner Fontane-Denkmal.“

In Theodor Fontanes Vaterstadt abseits von den großen Wegen wurde dem „Wanderer durch die Mark“ schon ein Monument gesetzt. Aber der Dichter und Sittenschilderer, der Historiker und Kunsterörterer, der Mann des modernen Lebens gehört mit seinem Standbild, mit seinem hohen Gang, seiner edlen Gestalt auf hauptstädtisches Gebiet, auf jenes märkische Land, das sich unter seinen hellen, forschenden Augen zur Weltstadt umschuf; auf jenen Boden, woraus seine eigensten Romane wuchsen; in die Nähe jener Bezirke, in denen er mit kurzen Unterbrechungen von 1833—1898 wohnte; in die Luft, darin er das wurde,

was wir an ihm würdigen und für späte Zeiten sichern wollen. Der Charakteristik seiner Wesensart und Gestaltungskunst bedarf es hier nicht, denn unsere Absicht werden nur die unterstützen, die diesen Dichter und Menschen bereits kennen, verstehen, lieb haben.

Ihnen allen geben wir Nachricht, daß das neue Denkmal von Professor Max Klein herrührt, daß es ein Standbild in ganzer Figur sein wird; daß es den Vielgewanderten ohne Feierlichkeit darstellen wird, wie er auf der altersreifen Höhe seiner Schaffenskraft betrachtend, bedenkend, bedeutend Volk und Gesellschaft, Persönlichkeiten und Schicksale sah. Wie der unvergleichliche Erzähler seinen Erzählungsstoff formte, zeigen seine Werke; wie und wo er ihn fand, zeige sein Berliner Denkmal.“

Die Brandenburgia bittet ihre Mitglieder und Freunde hierdurch um Förderung dieser Denkmalsache.

VII. Bericht der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, abgestattet von dem Vorsitzenden Universitäts-Professor Dr. F. G. Hahn (Königsberg i. O.) auf der 5. Sitzung des XVI. deutschen Geographentages zu Nürnberg 1907.

Dem reichen Inhalt vermögen wir nur einzelnes zu entnehmen:

„Vor wenigen Wochen war ein Vierteljahrhundert seit jener denkwürdigen Sitzung des Deutschen Geographentages in Halle verstrichen, in welcher der Grund zu den landeskundlichen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte und damit der ganzen Arbeit der Kommission, an deren Spitze ich seit drei Jahren zu stehen die Ehre habe, gelegt wurde. Aber wir begehen diese Zeit der Erinnerung in wehmutsvoller Stimmung; ist doch am 8. Februar 1907 der Mann aus dem Leben geschieden, den man mit Recht als die Seele der ganzen landeskundlichen Forschung bezeichnen durfte. Er war es, der in jener ersten Sitzung, nachdem Richard Lehmann und ich selbst das Programm der zunächst auszuführenden Arbeiten vorgelegt hatten, mit Rat und Tat eingriff. Noch im Spätherbste des vergangenen Jahres hatte ich mit unserem (heute vor 69 Jahren geborenen!) Alfred Kirchhoff eine längere Unterredung, in welcher er noch einmal das Erstrebte und das Erreichte auf landeskundlichem Gebiet vor seinem Geiste vorüberziehen ließ. Einen Mann wie Alfred Kirchhoff in seiner Eigenart zu ersetzen, wird überhaupt ausgeschlossen sein. Das Einzige, was wir in treuer Erinnerung tun können, ist, nach besten Kräften in seinem Sinne weiter zu arbeiten und sein Werk zu bewahren und zu fördern.“

S. 345. „Ich bitte alle, welche der landeskundlichen Sache geneigt sind, mich bei der schwierigen Aufgabe zu unterstützen und insbesondere dafür sorgen zu wollen, daß der Absatz der einzelnen Hefte zunimmt und dieselben noch in immer weiteren Kreisen bekannt werden.“

„Hoffentlich wird hierzu auch die nähere Verbindung beitragen, in welche wir zu der von Professor Langhans in Gotha vortrefflich redigierten Zeitschrift „Deutsche Erde“ getreten sind. Die Schriftleitung dieser Zeitschrift hat uns in jeder Nummer einen Raum zu kleineren, von der Zentralkommission, ihrem Vorsitzenden oder einzelnen Mitgliedern ausgehenden Mitteilungen zur Verfügung gestellt. Ich beabsichtige u. a. in diesen Mitteilungen von Zeit zu Zeit auf solche älteren oder neueren Hefte der Forschungen hinzuweisen, welche etwa durch Tagesereignisse ein besonderes Interesse beanspruchen dürfen und von weiteren Kreisen gern zur Belehrung verwertet werden möchten. Hierin sehe ich ein zwar kleines, aber gewiß nicht wirkungsloses Mittel, die „Forschungen“ zu verbreiten. Seit 1906 trägt, was gewiß auch uns erwünscht und willkommen sein muß, die genannte Zeitschrift auf den Titel den Vermerk: herausgegeben unter Mitwirkung unserer Kommission. Es ist aber selbstverständlich, daß wir dadurch die Mitverantwortlichkeit für den nicht von uns ausgehenden Inhalt der ausgezeichneten Zeitschrift keineswegs übernehmen.“

„Über die von uns unterstützten wissenschaftlichen Unternehmungen kann ich Erfreuliches melden. Das Buch Dr. Peßlers über die Verbreitung des niedersächsischen Bauernhauses hat eine sehr günstige Aufnahme gefunden und ist geradezu als in manchen Punkten abschließend bezeichnet worden.“

„In der Mark Brandenburg ist unser Obmann Geheimrat Friedel mit besonderem Eifer bemüht, Landes- und vornehmlich Volkskunde zu fördern. Auch hier denkt man an neue, umfassende Werke; eine ganz neue Bearbeitung der Denkmäler-Topographie, welche die allmählich veraltende Bergausche ersetzen soll und gewiß auch für die Siedelungskunde Anregungen bieten wird, hat für die Priegnitz und das Havelland bereits begonnen.“

„Das fünfundzwanzigjährige Bestehen der Geographischen Gesellschaft in Greifswald gab unserem Kollegen Credner Anlaß zur Herausgabe einer umfangreichen Festschrift, welche u. a. Arbeiten von Professor Dr. Deecke über Vineta, von Dr. Bellmer über Seen und Sölle Neu-Vorpommerns und Rügens, von Dr. Elbert über das Bodenrelief des Vereinsgebietes und die Landverluste an den Küsten Rügens und Hiddensees enthält, aber auch aus der Feder des Direktor Dr. Paul Lehmann in Stettin einen wichtigen Beitrag zur Kunde des großen binnenländischen Dünengebietes zwischen Netze und Warthe an der Grenze Posens und Brandenburgs bietet.“

S. 349. „In Ost-Preußen sieht man jetzt mit Spannung der Neuvermessung der Provinz entgegen, welche wohl vielfach ein ganz verändertes Bild der Wasserläufe, der Verkehrswege, der Siedelungen, ja auch des Terrains bieten wird. Eine sehr vollständige neue Völkerkarte

Ost-Preußens mit einem kurzen von mir hinzugefügten Text hat die „Deutsche Erde“ kürzlich gebracht; damit besitzt nun der deutsche Osten eine ganze Serie einheitlich eingerichteter Völkerkarten auf Grund der Vogelschen Karte. Die unter der Leitung des Ihnen wohlbekannten Professor Conwentz in Danzig stehenden Bestrebungen zum Schutze der Naturdenkmäler und bezeichnender Landschaftsbilder werden in Ost-Preußen besonders eifrig gefördert. Es handelt sich hier namentlich um den Schutz der herrlichen, einer Anzahl Besucher des Danziger Geographentages auch aus eigener Anschauung bekannten samländischen Steilküste, welche durch die Brandung, aber auch durch Zunahme des Verkehrs und der Besiedelung immer mehr in ihrer Eigenart bedroht wird. Ebenso sucht man Proben der auch tiergeographisch wichtigen ostpreußischen Moore unverändert zu erhalten. Der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, der sich nicht nur materielle Aufgaben gestellt hat, plant die Herausgabe eines größeren echt geographischen Führers durch Ost-Preußen und gibt schon jetzt eine Zeitschrift heraus, welche eine Menge von landeskundlichen Nachweisen in sich vereinigt. Während die Königsberger Geographische Gesellschaft nach ihrer ganzen Entwicklung und Geschichte mehr darauf bedacht sein muß, ihren Mitgliedern die Bekanntschaft mit Forschungsreisenden in fremden Erdteilen und ihren Ergebnissen zu vermitteln, haben sich die trotz ihres jahrhundertalten Titels vorwiegend die Erdkunde der Provinz pflegende Königliche Physikalisch-Ökonomische Gesellschaft und auch die Altertumsgesellschaft Prussia neuerdings immer mehr der Pflege der speziellen Landeskunde zugewendet. Das gleiche gilt von der Altpreußischen Monatsschrift, welche mehrfach landeskundliche, unter meiner Leitung entstandene Arbeiten meiner Schüler veröffentlicht hat.“

„Während der Berichtsperiode bin ich unablässig bemüht gewesen, die Verbreitung der landeskundlich so verdienstvollen Perthesschen Führer „Rechts und links der Eisenbahn“ benannt, zu fördern. In einer längeren Unterredung mit dem nun leider verstorbenen Minister von Budde konnte ich feststellen, welche lebhafteste Teilnahme derselbe gerade diesen Führern wie überhaupt landeskundlichen Forschungen entgegenbrachte und wie sehr er bereit war, dieselben an seinem Teile zu fördern.“

S. 343. „Der Gang der landeskundlichen Bestrebungen hat es mit sich gebracht, daß in unseren „Forschungen“ bald dieser bald jener Teil des Gesamtgebietes bevorzugt erschien. Von den bis zum Schluß des 16. Bandes veröffentlichten 88 Heften bezogen sich

auf Ost-Preußen	1	Baden	2
Schlesien	5	Elsaß-Lothringen	2
Pommern	1	Niederlande	1
Mecklenburg	3	Belgien	1

Schlesw. Holstein	3	Schweiz	2
Sachsen	8	Tirol	2
Thüringen	3	Salzburg	2
Hessen	4	Ober-Österreich	1
Hannover	6	Nieder-Österreich	1
Westfalen	1	Böhmen	1
Rheinprovinz	5	Siebenbürgen	2
Bayern	4		

während nicht weniger als 27 Hefte teils größere Gebiete, teils zusammenfassend allgemeine Probleme behandelten. Wir dürfen daher gewiß anerkennen, daß unser Alfred Kirchhoff, so viel an ihm lag, die einzelnen Gebiete und Länder recht gleichmäßig zu berücksichtigen verstand; es wird aber auch das Bestreben des neuen Herausgebers sein müssen, die noch anzutreffenden Lücken und Ungleichmäßigkeiten im Lauf der nächsten Jahre tunlichst auszufüllen.“

Der gegenwärtige Personalbestand der Zentralkommission ist folgender:

- Ost- und Westpreußen: Professor Dr. Friedrich Hahn, z. Z. Vorsitzender der Kommission und Herausgeber der „Forschungen“. Königsberg i. Pr., Mittel-Tragheim 51.
- Pommern, Mecklenburg, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rudolf Credner, Schleswig-Holstein: Greifswald, Karlsplatz 1.
- Brandenburg: Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel, Berlin, Märkisches Museum, bezw. Paulstr. 4.
- Schlesien und Posen: Prof. Dr. Siegfried Passarge, Breslau, Kurfürstenstr. 31.
- Königreich Sachsen: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Joseph Partsch, Leipzig, Parkstr. 11.
- Prov. Sachsen u. Anhalt: Prof. Dr. Alfred Philippson, Halle a. S., Ludwig Wuchererstr. 55.
- Thüringische Staaten: Prof. Dr. Fritz Regel, Würzburg, Uhlandstr. 12.
- Hessen, preußischen und Prof. Dr. Wilhelm Sievers, Gießen, Garten- hessischen Anteils: straße 12.
- Hannover, Braunschweig usw.: Wird Anfang 1908 besetzt.
- Westfalen: Prof. Dr. Wilhelm Meinardus, Münster, Heerdestr. 28.
- Rheinprovinz: Prof. Dr. Adolf Pahde, Crefeld, Uerdingerstraße 152.
- Elsaß-Lothringen: Professor Dr. Bruno Weigand, Straßburg, Schießrain 7.

- Baden: Prof. Dr. Ludwig Neumann, z. Z. stellvertretender Vorsitzender der Kommission, Freiburg i. Br., Maximilianstr. 4.
- Württemberg: Prof. Dr. Karl Sapper, Tübingen, Oesterberg 2^{1/2}.
- Bayern, nördl. d. Donau: Professor Fritz Regel, Würzburg, Uhlandstr. 12.
- Bayern, südl. d. Donau: Professor Dr. Wilhelm Götz, München, Königinstr. 73a.
- Schweiz: Prof. Dr. Jakob Früh, Zürich V, Hochstr. 60.
- Österreich: Prof. Dr. Robert Sieger, Graz, Leonhardstraße 109.
- Niederlande: Privatdozent Dr. Hendrik Blink, Haag, Groothertoginnelaan 167.

Kassierer ist Herr Bankier Otto Keil, Leipzig, Markt 13.

Die Brandenburgia spricht dem Herrn Professor Dr. Hahn den wärmsten Dank aus für die opferwillige ausgezeichnete Sorgfalt, welche er der Zentralkommission auch diesmal wiederum gewidmet hat und wird mit ihren Mitgliedern allzeit gern diese gemeinnützigen, vaterländischen und wissenschaftlichen Bestrebungen zu unterstützen bemüht sein.

VIII. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege, zu welcher auch die Brandenburgia eingeladen war, tagte im Künstlerhaus Bellevuestraße 3a. Von Interesse waren besonders die Verhandlungen des 2. und letzten Tages.

Landrat Büchting-Limburg a. Lahn sprach über das Thema: „Die Wohlfahrtspflege auf dem platten Lande, ein Kampf gegen die Entfernung“. Der Vortragende wies zunächst an praktischen Beispielen nach, daß die Entfernung der einzelnen Orte von einander und den großen Städten der Übertragung jedes Kulturfortschrittes auf das platte Land, so auch die Wohlfahrtspflege schwere Hindernisse in den Weg stellt. Er führte sodann Versuche an, wie man in den beiden Kreisen, an deren Spitze er gestanden bzw. steht, versucht habe, diese Hindernisse zu bekämpfen, durch Bildung von Kommunalärzteverbänden in der Beschaffung ärztlicher Fürsorge, durch Erlass eines Kreisstatutes auf dem Gebiete des gewerblichen Fortbildungsschulwesens, durch Kreisarbeitenachweis usw. Schließlich bekämpfte er den Satz, daß das Landleben billig sei, und forderte größere Berücksichtigung des platten Landes seitens der großen Verkehrsverwaltungen. Das Landleben sei nur für den untersten standard of life billig, für alle Menschen mit Kulturbedürfnissen teurer als das Stadtleben.

Aus der Landpflegearbeit berichtete Frieda Gräfin zur Lippe-Oberschönfeld. Die Referentin sprach die Hoffnung aus, daß ihr Bericht dazu beitragen möchte, Hilfskräfte, d. h. Landpflegerinnen zu gewinnen, um Stationen wäre ihr nicht bange, die strecken ihre Hände von allen

Seiten aus. Bisher bildete sich der Landflegeschwesternkreis aus älteren, in andern Mutterhäusern vorgebildeten Kräften, die schon in verschiedener Weise im Dienst fürsorgender Liebe gestanden, aber der Verband kann sich nicht allein auf diese ihm gleichsam vom Himmel in den Schoß fallenden Helferinnen verlassen, er braucht eine eigene Ausbildungsstätte. Da aber der deutsche Landpflegeverband noch ganz ohne jede finanzielle Beihilfe arbeitet, sei diese nicht leicht zu beschaffen gewesen. Aber es fand sich eine Möglichkeit dadurch, daß die bisher nur für Obstverwertung im Sommer und eine Winterschule für Thüringer Bauerntöchter eingerichtete Landpflegestation Ostheim im Rhöngebirge eine geeignete Leiterin gefunden, so daß acht bis zehn junge Landpflegeschülerinnen vom 15. Mai ab dort eine Vorschule in einfacher Haushaltsführung, Obstverwertung, Kleinkinderschularbeit und Armen- und Krankenpflege durchmachen können und daran sich die weitere Ausbildung für Landpflegeschwestern anschließt. Dankbar hervorgehoben wird sodann die freundliche Hilfe, die den auszubildenden Landpflegeschwestern durch Herrn Dir. Plaß-Zehlendorf und durch die Vorstände der schon bestehenden Landpflegestationen zuteil wird, und zum Schluß gibt die Berichterstatterin mit den eigenen Worten einer Landpflegeschwester ein Bild ihrer Arbeit.

Der letzte Vortrag „Heimatkunde und Heimatpflege im hannoverschen Kreise Burgdorf“ (mit Vorführung von 30 Lichtbildern) von Dr. Bödeker-Lehrte zeigte den Versuch, für den Ort Lehrte eine dauernde Inventarisierung der auf die Heimatbewegung bezüglichen Gegenstände eben in den Lichtbildern herzustellen und durch deren Vorführung das Verständnis für die Geschichte der Heimat zu wecken und die Heimatliebe zu fördern. So schilderte der Vortragende u. a., wie es mit einigen nach Zeichnungen angefertigten Lichtbildern allein möglich gewesen sei, die Ergebnisse der Funde einer alten Siedelstätte, des Ur-Lehrte, leicht verständlich zu machen. Bei der Vorführung interessanter Bäume und Baumgruppen, alter Grabdenkmäler und Dorfkirchen der Lehrte benachbarten Dörfer sowie sonstiger bemerkenswerter Gebäude und Gegenstände wurde hervorgehoben, daß die Bilder nicht nur Anlaß zu Ausflügen gegeben hätten, sondern auch zu wertvollen neuen Mitteilungen, sowie zur Befolgung der Heimatschutzbestrebungen. Auch Eigentümlichkeiten aus der Gegenwart, wie Konservenbau und Konservenfabrikation, Milchtransport mit Ziegengespannen, die Tätigkeit einer Sanitätskolonne vom roten Kreuz, Grundrisse von Landarbeiterhäusern u. a. m., boten in der bildlichen Vorführung Gelegenheit, den Stand der Heimat- und Wohlfahrtspflege in Lehrte zu verdeutlichen. Eine Übersichtskarte der Gegend führte sowohl die landschaftliche wie politische Entwicklung der Gegend vor Augen, ihre Aufnahme in die Lichtbildersammlung sollte namentlich auch dazu dienen, das in unserer heutigen Zeit wertvolle Kartenlesen zu

fördern. Lehrte, in dessen nächster Umgebung die Lichtbilder gesammelt sind, ist innerhalb eines Menschenalters aus einem kleinen ländlichen Dorfe zu einer Stadt mit verzehnfacher Bevölkerung emporgewachsen, infolge Anlage des Eisenbahnknotenpunktes auf seiner Feldmark; und so war es hier dringend genug, alles zu sammeln, was geeignet erscheinen konnte, Heimatschutz und Heimatkunde und durch beide die Heimatliebe einer Bevölkerung, in der mehr und mehr die heimischen Bestandteile in den Hintergrund traten, nahe zu bringen.

B. Persönliches.

IX. Herr Professor Dr. Otto Reinhardt, unser hochgeehrtes langjähriges Mitglied, Direktor der 2. Realschule, Weißenburgerstraße 4a, feierte am 14. d. M. unter großer Anteilnahme seinen 70. Geburtstag. Als Naturforscher hat Herr R. einen ausgezeichneten Klang. Für unsere Provinz hat er sich insbesondere verdient gemacht auf dem botanischen Gebiet durch eine Beschreibung unserer Moose, auf dem zoologischen Gebiet, als bester Kenner unserer brandenburgischen Schnecken und Muscheln, durch eine hierauf bezügliche topographische, im Auftrage des Märkischen Provinzial-Museums verfaßte Schrift, sowie durch einzelne bezügliche Arbeiten in Fachzeitschriften. Auf palaeontologischem Gebiet gilt er als vorzüglicher Kenner unserer fossilen Konthyliden, namentlich des Tertiär (Miocän und Oligocän). Der Vorstand hat u. M. beglückwünscht. Die Brandenburgia wünscht Herrn R. einen noch langen, allzeit gesegneten Lebensabend.

X. U. M. Kunstmaler Johannes Zehngraf ist uns bedauerlicher Weise am 8. d. M. durch plötzlichen Tod entrissen worden. Vor zwanzig Jahren von Kopenhagen nach Berlin übergesiedelt, erfreute er sich eines ausgezeichneten Rufes als Miniatur-Porträtmaler. Er hat es verstanden, die halbverschollene edle Kleinmalerei erfolgreich wieder zu beleben. Kleine derartige Porträts von ihm wurden mit 500 Mark bezahlt, was ich auf Wunsch mitteile. Unser Ausschußmitglied Herr Hofjuwelier Telge ist glücklicher Besitzer verschiedener von Zehngrafs Meisterhand hergestellter Miniaturporträts.

C. Naturgeschichte und Technisches.

XI. Berliner Raphia-Stickerei. Auf Wunsch lege ich Ihnen den gewöhnlichen, jetzt üblichen Blumenbast vor. Früher diente als solches Bindemittel der Lindenbast, meist aus Rußland eingeführt, der infolge der argen Baumverwüstungen daselbst rar geworden ist. Insbesondere die finnischen Stämme des weiten Zarenreichs bedienen sich des Lindenbasts als Fuß- und bis zum Knie auch als Beinbekleidung. Der Lindenbast ist durchlässig und spröde. Er wurde hier und da

durch die gespaltenen Blätter des neuseeländischen Flachses (*Phormium tenax*) abgelöst, die widerstandsfähiger sind, aber in zarte Stengel etwas zu scharf einschneiden. Jetzt ist der aus den Blättern einer Palme an die Stelle getretene harte schmiegsame und doch sehr feste Bast, den Sie in Händen haben, getreten. Unternehmende Berliner Damen haben versucht, ob sich dieses schöne hellgelbe Material nicht zu Kunstwebereien und Kunststickereien verwenden ließe. Der Versuch ist vollkommen geglückt und in jeder Hinsicht nachahmenswert, wie Sie aus den Ihnen vorgezeigten *Raphia*-Baststickereien, herrührend von meiner Frau und Tochter, ersehen wollen. Die Arbeit ist leicht, wohlgefällig und lohnend.

Eine ausführliche Würdigung des *Raphiabastes* gibt der ehemalige Direktor des Botanischen Museums und Laboratoriums für Waarenkunde in Hamburg R. Sadebeck im 3. Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, Bd. XVIII. 3 Sorten kommen in Handel, gewonnen von den Blättern dreier Palmen. Der helle Bast von der Westseite der Insel Madagaskar gilt als der beste, sandfarbig, etwa $1\frac{1}{2}$ m lang, hergestellt aus der Oberseite der Blätter von *Raphia pedunculata* Palisot de Beauvois. Die Eingeborenen fertigen daraus Taschen, Matten, Vorhänge, Mützen u. dgl. und liefern die bunten feinen *Raphiagewebe* der Eingeborenen. Ein dunkler *Raphiabast* kommt von der Ostseite Madagaskars, die Spezies ist noch nicht sicher festgestellt. Grobe *Raphiamatten* hieraus gefertigt gelangen in den Handel. Auch in Deutsch-Ostafrika wird die *Raphia* in ähnlicher Art viel verwendet, wie Geheimrat Dr. Robert Koch mitteilt.

Endlich gibt es noch einen viel minderwertigeren *Raphiabast* von Westafrika. Auch diese Pflanze soll botanisch noch unbekannt sein. Er ist nicht so fest und zäh.

Beiläufig sei noch erwähnt, daß eine andere — westafrikanische — *Raphia vinifera* P. B. die westafrikanische *Piassave* liefert*).

(Die vorgelegte Baststickerei fand reichen Anklang; dieselbe stammt von *Raphia pedunculata* her.)

XII. Die Mückenplage in Groß-Berlin im Winter 1907/08 hat in weitesten Kreisen gerechtes Aufsehen erregt und zu vielfachen Anfragen bei uns Veranlassung gegeben. Die große Stechmücke ist im November, Dezember bis etwa Mitte Februar in bislang unerhörten Schwärmen aufgetreten. Uns sind Nachrichten darüber zugegangen, die von Fürstenwalde a. Spree im Osten, bezw. von Zehlendorf und Groß-Lichterfelde im Westen und Süden Berlins bis westlich über Spandau hinaus reichen. Das Sonderbarste ist, daß die Tiere auch da, wo sie

*) Vgl. Mitt. über den *Raphiabast* von N. Schiller-Tietz im „Prometheus“ 1905, S. 401.

niemals beobachtet worden sind, sich eingestellt haben. Ich bewohne das Haus Paulstraße 4 in Moabit seit über 20 Jahren und bin in meiner Wohnung niemals durch Mücken belästigt worden. Diesmal aber von Mitte November bis in den Februar hinein.*) Wir Bewohner dieses Hauses sind wiederholt um Weihnachten herum empfindlich gestochen worden und dies wäre noch viel öfter geschehen, wenn die Mücken sich nicht durch lautes Summen zumeist verraten hätten. Andere Leute, in deren Wohnungen im Sommer ab und zu wohl Mücken gelangen, wundern sich mit Recht, daß die empfindlich stechenden Unholde im Winter so energisch aufgetreten sind. Ich habe Herrn Prof. Dr. Dahl um eine Erklärung des Phänomens gebeten, die aber noch aussteht und möchte mir die Sache folgendermaßen einstweilen zurecht legen. Daß manche Insektenarten, besonders auch Schmetterlinge, verspätet in Vereinzelnung auftreten, ist männiglich bekannt, dagegen bedarf ein so weit ausgedehntes und ungewöhnlich massenhaftes Auftreten auch eine ungewöhnliche Ursache. Ich vermute, daß der abnorm warme Oktober 1907 die Tiere aus ihren Winterverstecken hervorgerufen und sie zu einem directionslosen Herumfliegen veranlaßt hat; auf diese Weise sind sie in Gegenden gelangt, wo sie sonst nicht zu hausen pflegen.

Von dem massenhaften Überwintern der Stechmücken habe ich in Altenhof am Werbellinsee vor einigen Jahren ein recht drastisches Beispiel gelegentlich einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums gesehen. Wir besichtigten im Spätherbste das Tonnengewölbe der bei der K. Försterei belegenen Ruine mit Licht. An der Decke des Gewölbes hing etwas wie ein dichter Schleier; bei näherer Beleuchtung gewahrten wir, daß das eine ungeheure Anhäufung von überwinterten Mücken war. In solcher Weise verstecken sich diese Zweiflügler gern; in Rom hatte man mir öfters gesagt, es sei längst beobachtet, daß in den Kellergewölben der Malaria-Stadtgegenden Stechmücken häufig vorkommen, niemand war aber, vor Koch, zu der Überzeugung gekommen, daß diese überwinterten Mücken die gefährlichen Verbreiter der Malariafieber sind. — Herr Stadtbaurat Krause teilte mir bei Besichtigung der noch nicht in Betrieb gesetzten Entwässerungskanäle des XI. Radialsystems (Oberstadt von Berlin) mit, daß sich darin im Spätherbst und Winter vor, bzw. dieses Jahres an den Gewölbedecken unermeßliche Mückenschwärme angesiedelt hätten.

Die Zeitungen und Zeitschriften haben sich mit der dieswinterigen Mückenplage in zahlreichen größeren und kleineren Artikeln beschäftigt und auf die Belästigung hingewiesen, die infolge dessen im laufenden Jahre 1908 während der eigentlichen Flug- und Stechperiode der Mücken

*) Einzelne stechende Mücken sind sogar noch in meinem Haus im April 1908 beobachtet worden nach vorangegangenen warmen Tagen. (Nachträglicher Zusatz).

durch ungeheure Schwärme eintreten würde. Ich bin vorläufig der entgegengesetzten Meinung, indem ich hoffe, daß der Winter die verirrtten Schwärmlinge, ohne daß sie für Nachkommenschaft sorgen konnten, vernichtet hat, bzw. noch vernichten wird, ich vermute daher in diesem Jahre eher ein vermindertes Auftreten. Trotzdem wollen wir gern eine Bekanntmachung des Landrats des Kreises Teltow, Herrn von Achenbach mitteilen, die Mittel zur Vorbeugung gegen die Mückenplage an die Hand gibt. Bekanntlich legen die Stechmücken ihre Brut gern in stillstehende Gewässer, Moräste, schilfige und sumpfige Fluß-, See- und Teichufer, Wasserbassins, Tümpel, Regenpfützen, Regentonnen, Gießkannen, Blumentopfuntersätze usw. ab. Derartige in Frage kommende Wasserflächen werden innerhalb eines Sommers einige Male — in Breslau zehntägig — mit Petroleum oder Sabrol bedeckt, ein verhältnismäßig einfaches Verfahren, da sich diese Flüssigkeiten bei kleinen Gewässern von selbst über die Oberfläche verbreiten; bei größeren Gewässern bedient man sich zur besseren Verteilung einer Gießkanne, bei Sümpfen feinverteilender Spritzen. Diese Arbeiten haben bereits im April zu beginnen. Wichtig ist zur jetzigen Jahreszeit die Vernichtung der überwinterten Mückenweibchen. Die Überwinterung erfolgt meist in kühlen, besonders nach Norden belegenen Räumen, wie Kellern, Souterrains, Treppenhäusern, Dachböden, Schuppen, Ställen usw., vielleicht auch Erdhöhlen und Laubhaufen. Die an den Wänden und Decken sitzenden Mücken werden in den Wintermonaten geeigneterweise mit Spirituslampen in Blechgefäßen, unten mit einer Tülle, um einen Stock hineinstecken zu können (nach Art der Raupenlampen) abgesengt. Auch Stangen mit in Petroleum getränktem Werg sind hierzu geeignet. In Worms gebraucht man Spiritusfackeln, in Breslau Lötlampen, außerdem ein Pulver Rp. Pulv. Fruct. Capsic. 400,0, Flor. Chrysanth. cinerariae fol. coctus Dalmat. 200,0, Pulv. Rad. Val. off. 200,0, Pulv. nitr. 200,0. Misce exactissime. Der Preis des Pulvers beträgt 30 bis 35 Pf. für 100 gr, ist somit selbst für größere Räume nicht erheblich. Die Anwendung ist folgende: Von dem Pulver werden in flachen, etwas erhöht gestellten, möglichst gleichmäßig verteilten Schalen etwa drei Eßlöffel auf je 50 Kubikmeter Luft-raum abgebrannt. Hierbei entwickelt sich alsbald ein überaus hustenreizender Rauch, dessen Entweichen man durch Verkleben der Kellertür und -fenster mittels Papiers leicht verhindern kann. Öffnet man die Räume nach Verlauf von zwei bis drei Stunden, so findet man die Mücken fast sämtlich tot am Boden, wo man sie der Sicherheit wegen zusammenfegt und verbrennt.

Ich bitte meine Vermutung, daß im Jahre 1908 die Mückenplage, eher geringer sein mag, als man vermutet, durch fleißige Beobachtungen zu kontrollieren.

Nachträglich hat Herr Professor Dr. Dahl, als hervorragender

Kerftierkundiger die Güte gehabt, mir die nachfolgende Auskunft zu erteilen, die demnächst in der von Herrn Dahl und Prof. Dr. Potonié herausgegebenen vortrefflichen Zeitschrift: „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ erscheinen wird, die ich, wie Sie wissen, so oft zu zitieren in der angenehmen Lage bin.

„Leider wissen wir von der Überwinterung mancher unserer gemeinsten Tiere noch recht wenig, weil man zur Erforschung derartiger Probleme bisher nicht richtig vorging. — Vor allem ist bei solchen Untersuchungen eine sorgfältige Unterscheidung der Arten erforderlich und zweitens muß man das Vorkommen in irgend einer Weise statistisch festzustellen suchen. Ich habe in diesem Winter in Steglitz mehrere Mücken gefangen. Es handelte sich immer um *Culex* (*Theobaldia*) *annulatus* Schrank. Die Art zeichnet sich durch weiß geringelte Füße und gefleckte Flügel aus. Von ihr sagt F. V. Theobald („A Monograph of the Culicidae or Mosquitoes“, Vol. 4, London 1907, p. 277), daß sie nur im September und Oktober häufig ist und im Herbst 1905 zu einer wahren Plage geworden sei. Die Mückenart, welche im Sommer in unseren Wäldern und auch in den an Wälder anstoßenden Vororten so gemein ist, ist *Culex* (*Culicada*) *nemorosus* Meigen. Sie tritt nach Theobald besonders im Mai und Juni und dann wieder im August auf (ibid. Vol. 2, p. 83). Eine dritte Art, die im allgemeinen bei uns weniger auffällt, ist *Culex pipiens* L. Sie soll nach Theobald in Kellern und Nebengebäuden (outhouses) überwintern (ibid. V. 2, p. 135), um im März und April, in ausschließlich weiblichen Exemplaren sich wieder im Freien zu zeigen und bis zum Juli in größerer Zahl aufzutreten. — Die Tiere, welche Sie in den genannten Gewölben fanden, werden also vielleicht *Culex pipiens* gewesen sein. *Culex annulatus* wird im vorigen Herbst wohl deshalb so massenhaft aufgetreten sein, weil das Wetter für die Entwicklung der Art so günstig war. — Von unserer gemeinen Art, *Culex nemorosus*, dürfte sicher sein, daß sie im Eizustand überwintert. Eine solche Überwinterung ist neuerdings in Amerika von einer *Anopheles*-Art sicher erwiesen. Aus überwinterten Eiern sah nämlich ein dortiger Arzt (wie in einer der letzten Nummern des Journ. Americ. Med. Assoc. Chicago mitgeteilt wird) im Frühling die Larven hervorkommen. — Wie statistische Beobachtungen bei derartigen Fragen anzustellen sind, ist an gewissen Fliegen gezeigt worden (Sitzungsber. Akad. Wiss. Berlin Jahrg. 1896 II, S. 21 u. 29). Nach diesen Untersuchungen ist eine braungrau gestäubte Fliege, *Pollenia rudis*, im Spätsommer im offenen Gelände häufig, im Frühling an Waldrändern fast ebenso häufig, an letztgenannten Orten aber nur in weiblichen Stücken. — Unsere Stubenfliege wird zwar den ganzen Winter hindurch in einzelnen Individuen beobachtet. Sie ist aber im ersten Frühling nirgends häufig, dürfte also wohl normaler Weise nicht im ausgebildeten Zustande überwintern.“

Herrn Prof. Dr. Dahl erlaube ich mir unsern verbindlichsten Dank auszusprechen.)*

XIII. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. Jahrg. IV, Februar 1908, Nr. 2. Befassen sich u. a. mit dem jüngst verstorbenen berühmten Physiker Lord Kelvin (Prof. William Thomson). -- Mit dem Elektrischen der Automobilausstellung; mit der Kunstanstalt von Büxenstein; mit elektrischen Druckpressen; mit elektrischer Wasserförderung; mit elektrischen Öfen pp. Die Abbildungen, wie herkömmlich, ganz hervorragend.

XIV. Palaeolithische und neolithische Fundstücke aus Ägypten und Syrien. Als Geschenke des zur Zeit mit einer Unterstützung der städtischen Dr. Fedor Jagor-Stiftung auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise befindlichen Herr Professor Dr. Max Blanckenhorn an mich lege ich vor:

1. ein Sägemesser, Hornstein, überaus zierlich gedengelt, an Rügensche und Skandinavische Stücke erinnernd — wie sie auch bei uns in der Provinz Brandenburg gefunden wurden, neolithisch, aus dem Fajum in Ägypten.

2a und b. Ein Hornstein-Kieselherz (Nucleus), von dem erst kleinere Spähne, dann ein größerer Spahn abgeschlagen wurden. Letzterer ist in der Nähe des Nucleus wiedergefunden. Zur Beurteilung der alten und neuen Patina ist ein Stück frisch abgeschlagen. Wadizen bei Theben in Aegypten, linke Nilseite.

3. Gebräunter Hohlschaber, gleiches Mineral, Diluvialebene im W. von Deir el Mohareb (koptisches christliches Kloster) bei Theben, linkes Nilufer.

4. Palaeolithischer Faustschläger, gleiches Mineral, gebräunt. Halbfertig oder Nucleus. Höhen bei Theben 1906.

5. Gebräunter Stein. Neolithischer Nucleus, ältere historische Zeit, Form der sogenannten Eselshufe. Aus den alten Steinbrüchen am Wadi esch Scheich, rechtes Seitental des Nil bei Luxor. 1898.

5. Keulenförmiger Steinhammer mit Anpassung für große gegabelte Holzstiele zum Arbeiten in Steinbrüchen. Am chami esch Schelluit südwestlich Theben. 2. Februar 1906.

7. Flintmesser und Spahn, älteres Neolithikum (nach Art des Flénusien in Belgien mit eolithischer Facies). Ras Iskander auf dem Karmelgebirge in Palaestina.

8. a und b. 2 Schlierenbildungen, sogenannte Gaumensteine, nach G. Schweinfurth, Hornstein, aus kieseligen Lagen im Eocänkalk. Schaghal, Wadi, Abu Gima, Ägypten.

*) Der Dahlsche Bericht ist nachträglich in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 15. April veröffentlicht worden.

Die Ähnlichkeit mit unseren heimischen palaeolithischen Fundstücken springt, wie bei den früher von mir vorgelegten thebaischen Exemplaren, die ich der Güte des Herrn Professor Dr. Géorg Schweinfurth in Kairo verdanke, in die Augen. Nur sind unsere norddeutschen Exemplare vom Wasser- und Eistransport und Abscheuern durch Kies, Grand und Sand in der Regel bedeutend mehr deformiert. Eine Ausnahme machen in Norddeutschland, soweit ich übersehe, die in festen Diluvialtuffen eingebetteten Werkzeuge und Knochen von Taubach, Ehringsdorf und Weimar, welche zur Zeit auf Kosten der Jagor-Stiftung des Berliner Magistrats von Dr. Hahne und Dr. Wüst durch vorsichtiges Abbauen der Schichten untersucht und gesammelt werden. Diese mit dem ganzen Großherzogtum Sachsen geographisch vielleicht mehr zu Mittel- als zu Norddeutschland zu rechnenden Fundstücke (Geweih, Knochen, bearbeitete Steine) sind zum Teil garnicht abgerollt, jedenfalls viel weniger, als unsere heimatlichen diluvialen Fundstücke. Die beiden plumpen Messer (No. 7) vom Karmel erinnern sehr an unsere sogenannten Austernbrecher von Sylt und aus den Kjökkenmöddinger.

XV. *Pithecanthropus erectus*, der sogenannte „aufrechte Affenmensch“ ist wiederholt Gegenstand meiner Mitteilungen in der *Brandenburgia* gewesen. Über das geologische Alter des *Pithecanthropus erectus* Dubois hat Wilhelm Volz-Breslau in einem Aufsatz: Das geologische Alter der *Pithecanthropus*-Schichten bei Trinil, Ost-Java, (*Neues Jahrb. f. Min., Geol. und Palaeont. Festband 1907, S. 256–271* und *Naturw. Wochenschrift vom 12. Januar 1908 S. 30*) höchst bemerkenswerte Untersuchungen auf Grund einer Prüfung der Lagerungsverhältnisse mitgeteilt. Man hielt bislang diese in einiger Beziehung menschenähnlichen Knochenreste über die sich Rudolf Virchow, Dubois, Waldeyer, von Luschan, Lissauer u. a. Anthropologen geäußert, für jungtertiär. Volz kommt zu folgendem Schlußergebnis: Die Schichten mit *Pithecanthropus erectus* sind nicht älter als altdiluvial, aber auch nicht jünger als jungdiluvial und wahrscheinlich in das mittlere Diluvium zu setzen. Hiermit stimmt der palaeontologische Charakter der begleitenden Fauna überein, die nur 2 ausgestorbene Gattungen enthält: *Leptobos* und *Stegodon*. Die an den jetzt lebenden langarmigen *Hylobates*-Affen erinnernden Reste sind nicht etwa älter, sondern mit den gedachten Schichten gleichalterig.

Es gibt nun menschliche Reste, die mindestens ebenso alt, und menschliche Erzeugnisse, die um Aeonen von Jahren älter sind. Hiernach kann davon keine Rede mehr sein, falls Volz Recht hat, daß der *Pithecanthropus erectus* ein Vorläufer des Menschen, so zwar sei, daß dieser von jenem abstammt. Hiermit würde somit der *Pithecanthropus erectus* jegliches Interesse für das Alter und die Abstammung unseres Geschlechts verlieren. Was aus dem *Pithecanthropus erectus* morpho-

logisch geworden ist, wissen wir nicht, jedenfalls ist er sozusagen, auf den toten Strang geraten; er ist ausgestorben, insbesondere hat er kein menschenähnliches Wesen erzeugt.

Herr Geh. Rat Professor Dr. Waldeyer, Sekretär der Akademie der Wissenschaften teilt noch folgendes mit:

„Die Akademische Jubiläumsstiftung der Stadt Berlin“ ist im Jahre 1907 mit den Zinserträgen der ersten vier Jahre ihres Bestehens in Tätigkeit getreten. Frau Professor Selenka, Witwe des Zoologen und Mitgliedes der Königlichen Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München Emil Selenka, hatte den Plan gefaßt, die von Herrn Professor Dubois in Haarlem mit so großem Erfolge ins Werk gesetzten Ausgrabungen in Trinil auf Java, die unter anderem zur Aufindung der Pithecanthropus-Reste geführt hatten, aufs neue aufzunehmen. Es sollte durch diese erneute Untersuchung das geologische Alter der betreffenden Schichten festgestellt werden. Ferner sollte nach etwaigen weiteren Resten des Pithecanthropus gesucht werden. Da feststand, daß die betreffende Fundstätte noch ein großes Material wichtiger Fossilien birgt, und die Berliner Museen von Trinil nur wenig besitzen, so erschien das Unternehmen, selbst wenn keine weiteren Pithecanthropusfunde gemacht würden, dennoch unterstützungswert.

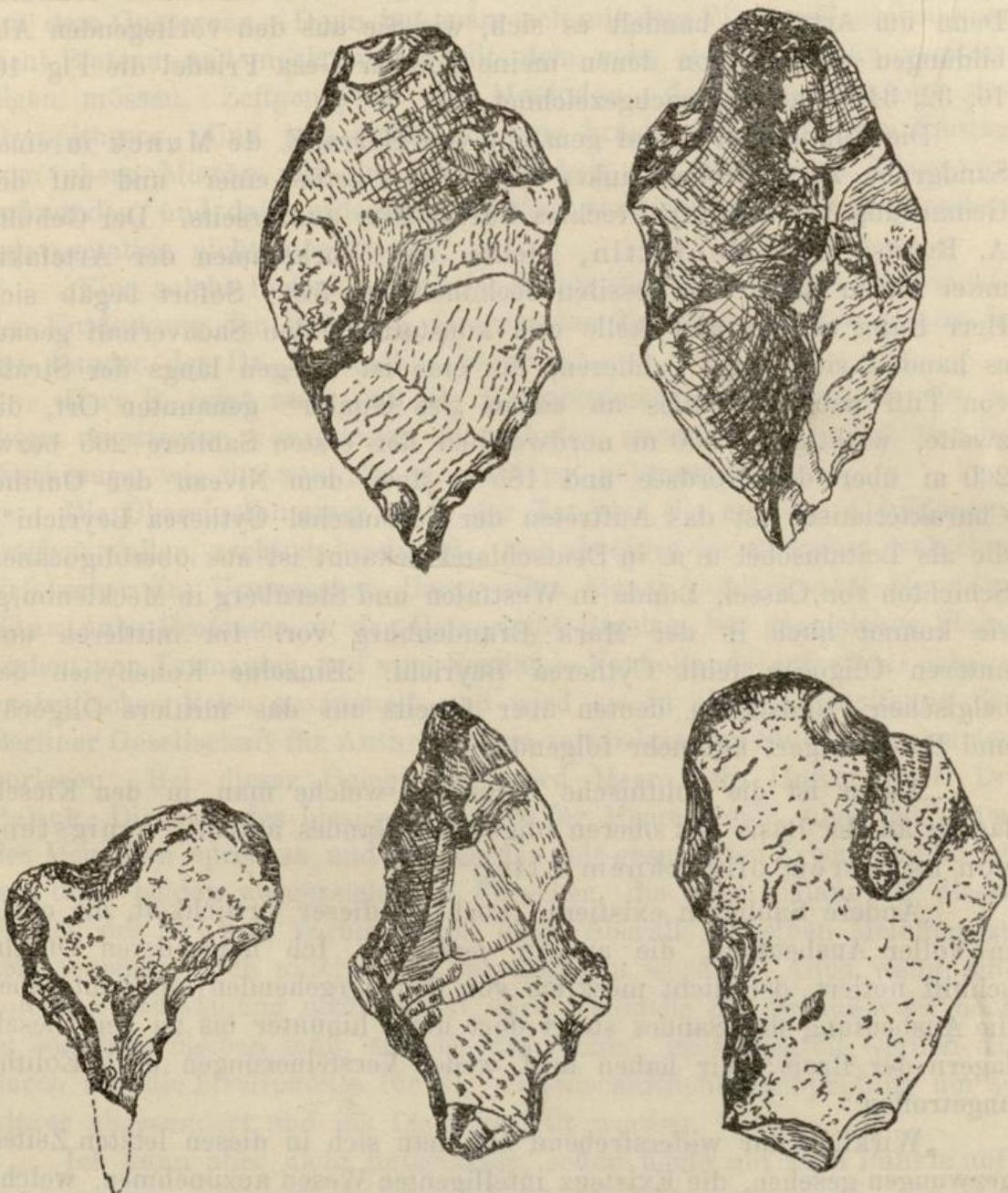
Frau Selenka hatte sich die weitgehendste Förderung durch die Königlich Niederländische Regierung gesichert, und es soll hier öffentlich dankbar anerkannt werden, daß diese dem Unternehmen in jeder Weise entgegengekommen ist. Die Regierung hat die nötigen Arbeiter gestellt, den Transport der gefundenen Gegenstände nach Deutschland uneingeschränkt gestattet und ihn kostenlos auf Java durchführen lassen.

Frau Selenka hat in Begleitung des Geologen Dr. Elbert und des Zoologen Dr. Moszkowski im Frühjahr 1907 ihre Reise angetreten, und die Ausgrabungen sind bis Ende Oktober 1907 fortgesetzt worden. Als die Herren Elbert und Moszkowski von der Expedition zurücktraten, haben auf einige Zeit Herr Dr. Deninger, Freiburg i. B., und zuletzt Herr Dr. Carthaus in Java mitgewirkt. Bis jetzt sind rund 40 Kisten Fundmaterial in Berlin eingetroffen. Sobald sämtliches Material angeht, wird die wissenschaftliche Bearbeitung desselben in Angriff genommen und dann erst seine volle Bedeutung festgestellt werden können.“

Hierdurch wird hoffentlich die Frage des geologischen Alters der Trinil-Schichten und des Alters des Pithecanthropus erectus zu einem festen wissenschaftlichen Abschluß gelangen, denn nachträglich ist bereits die Volzische Stratigraphie angegriffen und dem Pithecanthropus erectus ein jungtertiäres Alter von neuem beigelegt worden.

XVI. Über die ältesten Menschenspurén hat u. korresp. M. Herr August Rutot im Bulletin der belgischen geologischen Gesellschaft

(Text XXI, 1907) eine Abhandlung, die ich in 2 Exemplaren kursieren lassen, mit dem Titel veröffentlicht: „Ein schwerwiegendes Problem. Eine menschliche Industrie datierend aus der oligocänen Epoche und Vergleichung dieser Werkzeuge mit denen der rezenten Tasmanier.“ Mit Recht bezeichnet Rutot diesen Gegenstand



als „une grave problème“, er erregt die Gemüter der Altertumsforscher mit Recht auf das höchste, sicherlich auch unserer Brandenburgia-Mitglieder, denn es werden die menschlichen Urwesen damit in eine Zeit verwiesen, die noch Hunderttausende von Jahren älter sein müßte, als die Epoche, in welcher in der Provinz Brandenburg die Sumpfyypressen-

wälder grünten, aus denen nachmals unsere miocäne Briket-Braunkohle sich entwickelt hat. U. M. Herr Dr. Friedrich Solger hatte beim ersten Bekanntwerden der neuen belgischen Funde diese ungefähr auf zwei Millionen Jahre geschätzt, vielleicht werden wir noch weiter in die geologische Vergangenheit mit der Schätzung der Schichten zurückrücken müssen, in denen sich die urmenschlichen Artefakte befinden. Denn um Artefakte handelt es sich, wie Sie aus den vorliegenden Abbildungen ersehen, von denen meine Tochter Gesa Friedel die Fig. 10, 16, 32, 34a und 34b nachgezeichnet hat.

Die Funde sind zuerst gemacht von Herrn E. de Munck in einer Sandgrube zu Boncelles linkes Ufer der Ourthe einer- und auf der Gemarkung von Beaufays, rechtes Ourthe-Ufer andererseits. Der Gehülfe A. Rutots, Herr Henrottin, stellte das Vorkommen der Artefakte unter einem Lager von fossilen Seekonchylien fest. Sofort begab sich Herr Rutot an Ort und Stelle und konstatierte den Sachverhalt genau, es handelt sich um 2 Sablières, die eine ist belegen längs der Straße von Tilff nach Boncelles an einem „les Gonhir“ genannten Ort, die zweite, wichtigere, 500 m nordwestlich der ersten Sablière 265 bezw. 260 m über der Nordsee und 185 m über dem Niveau der Ourthe. Charakteristisch ist das Auftreten der Seemuschel *Cytherea Beyrichi**), die als Leitmuschel u. a. in Deutschland bekannt ist aus oberoligocänen Schichten von Cassel, Bünde in Westfalen und Sternberg in Mecklenburg, sie kommt auch in der Mark Brandenburg vor. Im mittleren und unteren Oligocän fehlt *Cytherea Beyrichi*. Einzelne Konchylien der belgischen Fundstätten deuten aber bereits auf das mittlere Oligocän und Rutot folgert nunmehr folgendes:

„Daher ist die eolithische Industrie, welche man in den Kieselagern an der Basis des oberen oligocänen Randes antrifft, wenigstens von mittlerem oligocänem Alter.“

„Andere Sablières existieren noch in dieser Örtlichkeit, die einen in voller Ausbeutung, die andern verlassen. Ich habe deren Durchschnitt notiert, der nicht merklich von den vorgehenden abweicht, aber die Ausbeutung des Sandes steigt dort nicht hinunter bis zu den Kieselagern der Basis; wir haben dort weder Versteinerungen noch Eolithe angetroffen.“

„Wirklich nur widerstrebend hat man sich in diesen letzten Zeiten gezwungen gesehen, die Existenz intelligenter Wesen anzunehmen, welche Werkzeuge anwandten, um die Arbeit der Hände zu verstärken in der Epoche des oberen Miocän.“

*) Zu Ehren des verstorbenen berühmten Berliner Palaeontologen Geheimrat Dr. Beyrich benannt.

„Es ist fast mit einer gewissen Erleichterung, daß man die Wichtigkeit hatte sich vermindern sehen, welche vordem der Ablagerung von Thenay zugestanden wurde, die dem Aquitanien, d. h. dem oberen Oligocän, zugeschrieben wird und nun kommt die Nachricht von einer oligocänen Menschlichkeit, die noch älter als die von Thenay ist, präcis und zwingend. Das verblüfft natürlich unsere alten Ideen vom Abschluß des Menschen mit dem Quaternär. Dann hat man sich mit dem Pliocän-Menschen vom Kent-Plateau und noch weiter mit dem vom oberen Miocän verständigen müssen, Zeitgenossen des Mastodon, des Hipparion und des Dryopithecus. Und nun sollen wir uns brüsk und mit einem Sprung vom obern Miocän mit der Menschlichkeit des mittleren Oligocän befreunden, und das werden wir müssen, vorausgesetzt, daß eine andere Interpretation nicht möglich ist.“

„Eine solche Bedenklichkeit ist fortan aber nicht möglich angesichts der Entdeckung der Industrie der recenten Tasmanier, wie sie uns in den Funden des Dr. F. Noetling vorliegt.“

Herr R. zeigt nun, daß die Eingeborenen von Tasmanien bis zu ihrem Aussterben vor einigen Jahrzehnten ganz ähnliche Eolithen und Werkzeuge, wie die von „les Gonhir“ pp. gebraucht haben.

Die Übereinstimmung ist in der Tat, wie Sie aus den Abbildungen ersehen wollen, recht einleuchtend. Der als einer der eifrigsten deutschen Erforscher des Urmenschen Ihnen allen längst wohlbekannte Herr Dr. Klaatsch, Professor an der Universität Breslau, hat dergleichen Stein-sachen von Tasmanien und vom Festlande Neuhollands auf seiner letzten australischen Reise gesammelt und wird sie in einer Extrasitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie mit belgischen Stücken zusammen vorlegen. Bei dieser Gelegenheit wird Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Penck, Direktor des hiesigen Instituts für Meereskunde, über das Alter des Menschen sprechen und wir werden mit gespannter Erwartung hören, wie diese beiden ausgezeichneten Forscher, die aber bislang in diesen Fragen des Ur- und Vormenschen nicht überall derselben Meinung zu sein scheinen, sich miteinander verständigen werden. Auch wenn eine solche Verständigung nicht erzielt wird, vielmehr das Schlußurteil noch in suspenso bleiben muß, schadet das nichts; im Gegenteil werden dadurch nur die Streitpunkte für die wissenschaftliche Nachprüfung um so klarer abge sondert und ins Licht gestellt werden.

Ich kann aber nicht unterlassen, schon heute auf zwei Punkte aufmerksam zu machen, welche von großer Wichtigkeit sind, die man aber vor der Öffentlichkeit des wissenschaftlichen Forums noch nicht erörtert hat.

Zunächst, wenn Sie die schönen Rutotschen Abbildungen nochmals sorgfältig durchmustern, so werden Sie sofort bemerken, das sich Eolithen im engern und eigentlichen Sinne darunter überhaupt kaum befinden.

Wir verstehen unter eigentlichen Eolithen, d. h. Eolithen im engern Sinne, doch bekanntlich solche Steine, die unmittelbar so, wie die Mutter Natur sie liefert, gebraucht worden sind, höchstens daß man, um eine bequemere Lage des Steins in der Hand zu erhalten, hervorstehende Zacken und Ecken abgeschlagen hat. Statt dessen sind diese oberoligocänen Steine wirkliche Werkzeuge, zu bestimmten Zweck gewissermaßen, wenn auch vielleicht unbewußt, stilisiert vorgearbeitet. Ist dies aber, wie z. B. aus den mitgeteilten Abbildungen erhellt, der Fall, dann ergibt sich als Konsequenz, daß diese oberoligocänen Geräte nicht die ältesten sein können, daß ihnen vielmehr noch eine Vorentwicklung vorangegangen sein muß und nach allem, was wir von der menschlichen Kulturentwicklung wissen, muß diese Vorstufe ungeheure Zeiträume beansprucht haben, wir kämen dann wenigstens in das untere Oligocän. Hoffentlich werden diese beiden Umstände in der erwähnten Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie pp. gründlichst miterwogen werden.

XVII. A. Rutot: La fin de la question des Eolithes. (Bull. Société belge de Géologie. XXI, 1907. S. 211 flg.). Behandelt die unter XVI erwähnten Steinwerkzeuge der im 18. Jahrhundert ausgestorbenen Eingebornen von Vandiemensland, oder wie man jetzt offiziell sagt, Tasmania. S. 216 sagt R.: „Von heut ab kann der Ausdruck „Eolithisch“ nicht mehr die chronologische Bedeutung bewahren, den man ihm bislang zuerteilte. Diese Industrie, welche die Grundlage aller andern darstellt, ist niemals erloschen, weder beim Beginn des Palaeolithikums, noch dem des Neolithikums, und da sie sich bis auf unsern Tag verewigt hat, so stellt sie nicht mehr ausschließlich das primitive oder praepaläolithische Stadium dar.“ Mit „Tasmanien“ wünscht R. die eolithische Industrie der aktuellen Epoche fortan bezeichnet zu sehen.

XVIII. M. A. Rutot: Le Cannibalisme à l'époque des cavernes en Belgique. Bull. de la Société préhistorique de France. Sitzung vom 27. Juni 1907. Die Höhlenepoche (l'époque troglodytique) gehört stratigraphisch dem obern Quaternär an, dem Zeitabschnitt, welchem die vielgerühmten physioplastischen Skulpturen, Gravüren und Malereien von außerordentlicher Naturtreue eigen sind und es scheint dem zu widersprechen, daß diese „gebildeten“ Wilden Menschenfresser waren. Dennoch hat bereits vor Jahren der Direktor des Naturgeschichtlichen Museums in Brüssel, Herr Dupont, darauf hingewiesen, daß die Höhlenbewohner dem Kannibalismus zu huldigen schienen. In einer Höhle hat man u. a. 18 angebrannte menschliche Gerippereste in einem solchen Zustande vorsätzlicher Zertrümmerung gefunden, daß jener Verdacht aufs neue bestätigt wird. Rutot schließt mit den Worten: „Es scheint also nachgewiesen, daß die troglodytischen Bevölkerungen wenigstens vom Ende des mittleren Aurignacien ihre Toten begraben

haben mit Zeremonien und Leichenschmäusen, in deren Verlaufe Szenen des Kannibalismus vorkamen. Die Entdeckungen des Herrn Ed. Dupont bestärken und bestätigen von diesem Gesichtspunkt aus die von Krapina (bei Agram), und es ist wahrscheinlich, daß gewisse Schichten der Höhlen von Mentone mit Menschengerippen Bestattungen darstellen, begleitet von Resten von Leichenschmäusen, die bestimmte Spuren von Kannibalismus andeuten.“

XIV. A. Rutot: *Causeries sur les industries de la pierre*. Lehrreiche Mitteilungen des berühmten Verfassers über die Behandlung des Steins während der eolithischen Epoche. (*Revue de l'école d'Anthropologie de Paris VIII*. August 1907.)

XV. A. Rutot: Mehrere lehrreiche Artikel hauptsächlich über die alten Nordsee-Ufer bei Havre und in der belgischen „*plaine maritime*“ (*Extrait du Congrès préhistorique de France*. II. Session, Vannes 1906. Erschienen 1907 in Le Mans.).

D. Kulturgeschichtliches.

XVI. Alexander Giertz: *Chronik der Gemeinde Weißensee*. X
Obwohl vor Jahr und Tag erschienen, möchte ich Ihnen den stattlichen Band heute vorlegen, der nach der Art, wie unser verehrtes Mitglied bereits früher ähnliche Chroniken herausgegeben hat, wiederum auf allgemeiner geschichtlicher Basis aufgebaut ist und daher vielmehr gibt, als der Titel besagt, nämlich eine Geschichte der benachbarten Barnim-Landschaft überhaupt. Für das Aufblühen des mit Berlin immermehr verwachsenden Vororts spricht, daß er im Jahre 1905 bereits 37 606 Einwohner zählte.

XVII. Sauerkohl oder Sauerkraut, ein Beitrag zur Geschichte unserer Volksnahrung. In den *Mémoires de la Société d'émulation des Montbéliard*, Paris 1097, befindet sich ein auch als Sonderausgabe erschienener volkscundlich sehr interessanter Aufsatz von Léon Sahler: *Montbéliard à table, étude historique et économique*. Ehe ich auf das „*punctum saliens*“ darin eingehe, darf ich wohl mit zwei Worten an das geschichtliche Verhältnis von Mümpelgard oder Mömpelgardt (Monbéliard oder Montbeillard) zu Deutschland erinnern. Alte burgundische Landschaft, früher Hauptort einer seit 1395 dem Hause Württemberg unter französischer Oberhoheit gehörigen Grafschaft, 1793 von den Franzosen besetzt und im Luneviller Frieden 1801 an Frankreich abgetreten. Die Stadt meist protestantisch, das ganze Ländchen seit dem 17. Jahrhundert mehr und mehr verwälscht, nur einzelne Deutsche, Württemberger, Beamte und Kaufleute hielten notdürftig eine sprachliche Verbindung mit Deutschland aufrecht. Im Mömpelgarder Patois kommen einzelne deutsche Anklänge vor, sonst

ist die Französierung vollständig. Einzelne von den Württembergern importierte Gebräuche haben sich erhalten.

Der um die Volkskunde hochverdiente Dr. Eduard Hahn hat den Sahlerschen Aufsatz in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (18. Jahrg., Heft 1, 1908, S. 120 und 121) besprochen und schließt mit den Worten: „Daß die Franzosen uns sehr irrtümlich als Sauerkrautesser bezeichnen (in Lübeck war, so weit ich weiß, bis 1870 Sauerkraut ganz unbekannt), geht daraus hervor, daß man in Mömpelgard seit alten Zeiten Donnerstags Sauerkraut ißt. Vielleicht geht die Berliner Zusammenstellung von Erbsen und Sauerkraut gar auf französischen Einfluß zurück?“

Herr Sahler hat mit einiger Heftigkeit bestritten, daß die Franzosen Sauerkrautesser seien und daß die Franzosen (etwa die Refugiés) den Genuß dieses Volksgerichts in Berlin und Deutschland eingeführt hätten. Herr Sahler hat recht. Schon die französischen Ausdrücke für Sauerkraut Chouxcroute, bei Zola u. a. neuerdings Sourcroute lehren, daß dieselben verdorbenes Deutsch und aus Deutschland importiert sind. Die Deutschen werden ja spottweise Sauerkrautesser genannt; da kann man doch nicht annehmen, daß die Franzosen das Gericht in Deutschland eingeführt haben.*)

Man muß in Deutschland drei Zonen inbetreff dieses Kohlgerichts ziehen, die noch jetzt erkennbar sind.

In der nördlichsten Zone an der Ost- und Nordsee ist dies Kohlgericht niemals heimisch gewesen; also nicht in Vor-Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, in den Hansestädten, im hannoverschen Küstenland, Ostfriesland und Oldenburg.

Dann kommt die mittlere deutsche Zone mit Berlin, in welcher der Sauerkohl seit unvordenklicher Zeit heimisch ist. In dieser Zone ist der Ausdruck Sauerkraut nicht üblich, wenn er auch infolge der Freizügigkeit an vielen Orten allmählich verständlich geworden ist. Die Grenze nach Süden gegen das Sauerkrautgebiet ist etwas schwankend. Im Braunschweigischen z. B., wo man jetzt noch in Stadt und Land Sauerkohl herstellt, wird er nach Mitteilung des Herrn Professor Dr. Henking auch Sauerkohl genannt. In meiner Jugend sprach man immer von Magdeburger Sauerkohl, jetzt führen manche von den großen Firmen in Magdeburg die Bezeichnung Sauerkraut.

Die dritte Zone ist die süddeutsche, österreichische (deutsch-slavische) und die westdeutsche Zone Rheinland, Baden, Elsaß u. s. f.,

*) Die Italiener sagen „salcrut“ oder „salkrout“, d. i. in Salz eingelegtes Kraut, Salzkraut, Salzkohl, es ist bei ihnen hauptsächlich während der österreichischen Herrschaft in Ober- und Mittel-Italien eingeführt worden. Sonst „cavoli salati“, „cavoli insalati“ mehr unserm frischen, ungegohrenen Kohlsalat entsprechend.

wo allgemein Sauerkraut gesagt wird und die Bezeichnung Sauerkohl unüblich ist.

Der Sauerkohl und das Sauerkraut hat seine größte Bedeutung im Slavenlande bis tief in Rußland hinein, wo man Sauerkohlsuppe herstellt und Pirogen (Pasteten) mit Sauerkohl füllt. Hauptsächlich von dort ist der Sauerkohl und das Sauerkraut nach Groß-Deutschland mit Ausnahme der Meeresküsten vorgedrungen.

Die Refugiés haben, wie ich wiederhole, mit diesem deutsch-slavischem Nationalgericht keinerlei Fühlung. In Frankreich ist das Gericht wahrscheinlich hauptsächlich von Elsaß aus verbreitet, aber nirgends volkstümlich geworden. West- und Ost-Preußen, wo der Sauerkohl Kumpst heißt, hat mit Rußland die Besonderheit der Sauerkohlsuppen (Kumpstsuppen) gemeinsam, ebenso Posen, während man in Brandenburg das Gericht nicht kennt. Das russische Wort für Kohl „Kapust“ scheint mit dem lateinischen Wort „Caput“ Kopf, Haupt (daher Kohl-Kopf) zusammenzuhängen. Desgleichen der Ausdruck „Kabisz“, „Kabis“ soviel als Weißkohl im oberdeutschen und rheinischen Sprachgebiet. Grimm, Wörterbuch sagt unter Kohl: „brassica, wort und sache von den Römern entnommen, wie die gemüse fast alle (s. unter kabise), von lat. caulis und cōlis m., kohlstengel, kohl, eig. stengel überhaupt (gr. *καυλός*, vgl. sp. 676). nach der ersten form (Diez 95) it. cavolo, prov. caul, port. couve, franz. chou, span. col, kymr, cawl, breton. kaol.“

Die Niederländer haben die Bezeichnung „zaurkool“, die Italiener, wie schon erwähnt, „cavoli insalati“, also eigentlich eingesalzener Kohl, aber auch nach dem Deutschen „salkraut“; die Dänen sagen „Suurkaal“, die Schweden „Surkål“; die Engländer besitzen kein eigenes Wort, sondern sagen „pickled cabbage“ (eingemachter Kohl), oder nach dem Deutschen „sourcrout“.

Um das schier unerschöpfliche Kohl-Thema zu einem gewissen Abschluß zu bringen, will ich noch einmal die Bezeichnung „Kums, Kumps, Kumpst, Kampf“ für Sauerkohl erwähnen. Der Ausdruck kommt her vom Lateinischen „Compositum“, bedeutet also etwas Zusammengesetztes, Gemengtes, Eingemachtes. (Auch der Dunghaufen mit seinem Durcheinander von Mist und Abfällen heißt bekanntlich in der Landwirtschaft Kompost). Der Kohl heißt botanisch *Brassica oleracea* Linné, die Bezeichnung *Brassica* kommt schon bei Cicero vor.

Was die Heimat des Kohls angeht, so wächst er an den Küsten Westeuropas wild, insbesondere auf den englischen Kanalinseln Guernsey, Jersey u. s. f., wo er mannshoch wird und die Stengel zu leichten und doch dauerhaften Spazierstöcken verarbeitet werden. Mir gehört ein solcher Kohlspazierstock und ich weiß, daß Victor Hugo, als er ein Verbannter auf jenen Inseln wohnte, sich eines solchen Spazierstocks mit Vorliebe bediente.

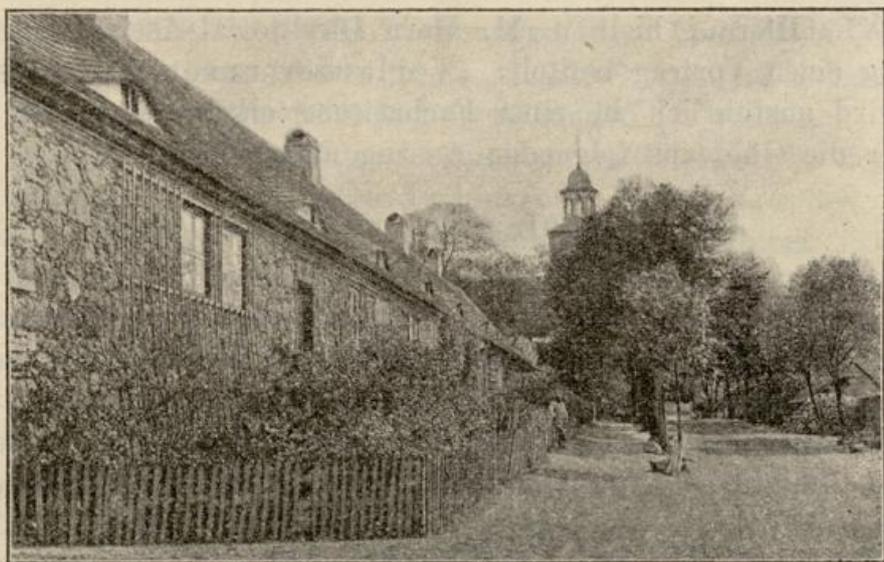
Als heute — am Mittwoch — einige unserer Mitglieder im Berliner Ratskeller das beliebte volkstümliche Gericht verlangten: Sauerkohl, dicke Erbsen und Schweinepökelfleisch (Eisbein), wurden sie bedeu- tet, daß dies nur Donnerstagsessen sei. Das hängt mit den klappernden Erbsen zusammen, die dem germanischen Donnergott geweiht waren, ebenso wie der Eber. Hier vermengt sich also Slavisches (Sauerkohl) mit Germanischem (Erbsen und Schwein) zu einem angenehmen „Kompost“ und es freut uns, daß unser Rathauswirt, Herr Falkenberg, so streng an der alten Berliner Volkssitte festhält.

E. Bildliches.

XVIII. U. Gönnermitglied Ingenieur Hermann Knauer überreicht Nr. 1 Jahrg. II 1908 seiner Mitteilungen über Architektur- und Bauausführungen der Firma Boswau und Knauer, meist Warenhäuser betreffend, u. a. die Handelsstätte Sedan auf dem Grundstück nahe der Zentralmarkthalle, wo sich bis zum Herbst 1903 das leider verschwundene Sedan-Panorama befand.

XIX. Aus Neuensund, Kreis Prenzlau. Vorgelegt wurden ferner 3 Ansichtspostkarten aus Neuensund, die Herr Redakteur Fritz Kühn-Prenzlau u. M. Rektor Monke für das Märkische Museum übersandt hatte. Neuensund, im Prenzlauer Kreise gelegen, gehört zu den vier Eckdörfern der Mark, d. h. zu den Ortschaften, welche im Norden, Osten, Süden und Westen die äußersten Punkte bezeichnen (Neuensund, Spechtdorf, Laute und Garz) und ist somit schon an sich eine geographische Kuriosität. Wie Rektor Monke ferner mitteilt, ist Neuensund der Heimatsort der bekannten Vielfresser-Sage, die wir auch gelegentlich unseres Ausflugs nach Wittenberg kennen lernten, wo uns im Rathause der wohlpräparierte Magen des Wittenberger Vielfressers Kahle, genannt Freß-Kahle, gezeigt wurde. (Vergl. Monatsblatt Nr. 9 des XVI. Jahrgangs). Kahle war ein Krautgärtner, der in der Nähe des Gasthofs zum Wolf wohnte. Einst fraß er den Dudelsack eines italienischen Dudelsackbläusers gänzlich auf; er verzehrte Nägel, Sand und Steine und ähnliche Dinge fand man denn auch in seinem Magen vor, als derselbe nach seinem Tode der Wittenberger Universität übersandt wurde, die den Magen sorgfältig präparieren ließ. Die Universität schenkte das Präparat später dem Magistrat. Die eigentümliche Form des Magens, die an einen Dudelsack erinnert, hat vermutlich zur Entstehung der erwähnten Sage Veranlassung gegeben. Daß übrigens selbst unmäßiges Essen der Gesundheit nicht immer schadet, geht daraus hervor, daß Kahle 79 Jahre alt wurde; er starb 1754. Die bekannteste Sage über Freß-Kahle ist die von der Wette. Mehrere Wittenberger Bürger hatten darüber gestritten, ob Kahle einen ganzen Hammel verzehren

könne, und Kahle hatte sich bereit erklärt, den Beweis seiner Leistungsfähigkeit zu erbringen. Man teilte einen Hammel in 12 Portionen und setzte sie ihm nach und nach vor. Der aber hatte auf einen im ganzen gebratenen Hammel gerechnet, hielt daher die einzelnen Portionen für Vorgerichte und fragte bei der zwölften, ob denn der Hammel nicht bald käme; er würde ihn sonst vielleicht doch nicht „schaffen“. Die- selbe Volkssage geht in Neuensund um; sie hat hier sogar das Gewand der Poesie angelegt. Nur tritt an die Stelle des Hammels das Kalb. Leider war es bisher nicht möglich, den Wortlaut des ganzen Gedichts festzustellen. Es sind nur noch einige Bruchstücke bekannt. Sie lauten:



Ansicht von Neuensund

In Hammelstall un Neuensund
 Dan hebb'n sen niegen Knecht jetzund.
 Da föddert föftein Dahler Lohn
 He wull wohl freten un wenig dohn.

Nun geht die Sage in Prosa weiter; sie meldet, daß der Herr von Neuensund mit einem andern wettete, sein Knecht könne ein ganzes Kalb verzehren. Die Wette wird in ähnlicher Weise wie in Wittenberg zum Austrag gebracht:

Man delte dat Kalv in tein Portschon;
 Dunn kömmt min Krischan angeschruppt,
 He knöpt sich ierst dat Hosgurt upp
 Un as he was bit negens Portschon,
 Dunn seggt he: Nu bringt mi bald —
 Süß schaff ickt nich — dat grote Kalv!

Mit gütiger Erlaubnis reproduzieren wir eine der in dem Verlag von Herrn Photograph H. Bernhardt, zu Strasburg U. M., erschienenen

Ansichtskarten, darstellend die Dorfstraße von Neuensund nahe der Kirche.

XX. Volkstümliches Gebäck. Frl. Elisabeth Lemke schreibt uns Nachstehendes:

S. Brandenburgia-Heft Nr. 12, 1907; S. 406 Die kleinen Gebäcke zum „Glückgreifen“ sind 1. Ring, 2. Mann und Frau, 3. Kind, 4. Geld, 5. Brod, 6. Kreuz resp. Schicksal, 7. Tod, 8. Himmelsleiter, 9. Himmelschlüssel. — Diese Figuren werden heimlich unter neun umgekehrte Teller gelegt. Nach der Reihe darf jeder dreimal drei Teller, deren Inhalt beim zweiten und dritten Male heimlich verändert werden muß, aufheben.

XXI. Hierauf hielt, u. M. Herr Direktorial-Assistent Dr. Kurt Regling einen Vortrag betitelt: „Vorläufer unseres Geldes“. Der selbe wird ausführlich in einer Fachzeitung erscheinen. Herr Regling hat aber die Güte uns folgenden Auszug mitzuteilen:

Vorläufer unseres Geldes

Von dem Geldwesen in der Mark vor dem Umlaufe von Münzen kann mangels direkter Zeugnisse nur die Betrachtung der entsprechenden Zustände anderer Völker und Landschaften eine Vorstellung geben. Von hier aus Analogieschlüsse auf unsere heimischen Verhältnisse zu machen, ist nun gerade auf diesem Gebiete durchaus zulässig, da das Geldwesen bei allen Völkern und zu jeder Zeit die ungefähr gleiche Entwicklung genommen hat.

Die ursprüngliche Wirtschaftsform des Menschen, die Eigenwirtschaft, wird bald durchbrochen durch das Prinzip der Arbeitsteilung; dies führt dazu, daß einzelne Mitglieder der Gesellschaft nicht mehr alle Lebensbedürfnisse sich selbst bereiten, sondern sich auf bestimmte Tätigkeiten beschränken und für die Erzeugnisse dieser Tätigkeit sich das zum Leben Nötige eintauschen. Wertmesser bei diesem Tausche sind daher zunächst die einfachsten Lebensbedürfnisse, also die Nahrung: Getrocknete Fische waren der Wertmesser auf Island, wo das Wort „Fisk“ auf eine Kupfermünze überging, in Neufundland, bei den Skythen in Südrußland, worauf die Fischform einiger Münzen von Olbia weist, Getreide im Zweistromland, in Island und anderswo, Salz in Mittelafrrika, Tee in Ziegelsteinform gepreßt bei den Tataren, Reis in Ostasien, anderwärts Tabak, Zucker, Kakao, Palmöl, in Ostfriesland gar die Tonne Bier. Die Hauptrolle aber spielt in diesem Zusammenhange das Vieh, der Hauptreichtum des Menschen in älterer Zeit. Auf Vieh als Wertmaßstab weist die Ableitung der Worte „pecunia“, „Kapital“, „fee“, „rupee“, weist die Verwendung von Rind („bous“) statt Geld in altgriechischen Redensarten. Direkte Beispiele für Viehgeld bietet Homer, die Gesetze des Drakon von Athen, die römischen Gesetze vor 430, die

Zend-Avesta-Bücher, das Gesetz der ripuarischen Franken und altirische, norwegische und isländische Gesetze. Noch heute bildet das Vieh den Wertmaßstab bei vielen Naturvölkern in Mittel- und Südafrika, Mittel- und Ostasien. — Neben den einfachsten Nahrungsmitteln tritt anderwärts aber auch das als Geld auf, was zur Befriedigung des nächstwichtigen Lebensbedürfnisses, der Kleidung, dient, also: Felle in den Polarländern und im alten Rußland (russ. kuny = Geld ist der plur. von kuna = der Marder, d. i. Marderfell), Stücke von Wollstoff, Baumwollzeug oder Leinwand in Hinterindien, West- und Mittelafrika, wo der Ausdruck „Macuta“, ursprünglich die als Kleidungsstück dienende Schürze bedeutend, auf eine Münze überging; in Ostfriesland war Wollzeug und Leinwand noch bis tief ins Mittelalter die Rechnungsmünze, und die Ausdrücke für bestimmte Quantitäten dieser Stoffe „Reilmark“ und „Leinmark“ blieben noch bestehen, als längst das Metallgeld eingeführt war. Auch für Island, Schweden, Rügen und Böhmen haben wir mittelalterliche Zeugnisse für solches Zeuggeld. Auch Gerätschaften haben zuweilen den Wertmesser abgegeben, Tonkrüge in Hinterindien, Flinten in Dahomey, Angelhaken auf den Karolinen usw. Noch häufiger dienten Schmucksachen als Geld, besonders die von der Natur frei dargebotene Kaurischnecke (nicht „Muschel“), im ganzen Küstengebiet des indischen Ozeans — in Siam ist das Wort für Muschel (pei) zugleich eine Geldsorte — und bis tief ins Innere von Asien und Afrika hinein. Muscheln bez. Schneckengehäuse als Geld finden wir auch in der Form der Wampungürtel bei den Indianern Nordamerikas, anderwärts Tierzähne, die man als Schmuck verwendete, endlich die vom europäischen Markte eingeführten Glasperlen, in Mittel-Afrika in Ringen aufgereiht und diese in bestimmter Weise zu Bündeln vereinigt.

Mehrfach läßt sich auf dieser Stufe des Geldwesens beobachten, wie außer dem Stoff auch schon die Form die Geldesqualität bestimmt, z. B. die Ziegelsteinpressung des Tees, besondere Formen des Salzes, die Aufreihung der Muscheln zum Wampungürtel, der Glasperlen zu Ringen und Bündeln.

Jenen Geldformen hafteten nun mannigfache Nachteile an, die bei entwickelter Kultur sich bald geltend machten: die Unmöglichkeit längerer Aufbewahrung bei den Nahrungsmitteln, die Unteilbarkeit des einzelnen Stückes Vieh, der große Raum, den die Ansammlung erheblichen Kapitals in Zeug- oder Muschelgeld erforderte u. dgl. Auch fiel ihr Wert als Tauschmittel fort, sobald der Verkehr sich auf Stämme von anderer Lebensgewohnheit erstreckte, wie z. B. das Hütevieh beim Tausch mit dem benachbarten Gebirgsbewohner nicht in Frage kam.

Diese Nachteile vermied der Wertmesser, der uns noch heute in Form der Münzen dient, das Metall. Seine beliebige Teilbarkeit und geringe Raumausdehnung, seine gleichbleibende Qualität und gleichmäßige

Nützlichkeit für jedermann machten es dazu besonders geeignet. Zinn, Blei, Eisen, vor allem aber Kupfer, Silber und Gold haben diese Rolle gespielt. — Die erste Form, in der uns Metall als Wertmesser begegnet, ist die eines Gebrauchsgegenstandes. Primitive Denkart konnte mit dem rohen Metall den Begriff der Werthhaftigkeit noch nicht verbinden, es mußte seine Verwendungsmöglichkeit vor Augen treten. Eine weitere Stufe ist dann die, daß das Metall nur noch in der Form eines Gebrauchsgegenstandes hergestellt wurde, ohne aber wirklich verwendungsfähig zu sein. So sind in Gallien und Germanien Schätze von Metallbeilen (Kelten) gefunden worden, die nach der Form der Tülle und der Anbringung der Dekoration praktisch unverwendbar sind; die messerförmigen Kupfermünzen im alten China und die im alten Griechenland schatzweis gefundenen Doppelbeile haben keine Schneide; ähnliches gilt von dem Geld in Form von Hacken in Westafrika, von Angelhaken in Hinterindien. — Metallgeld in Form von Dreifüßen stiftet Achilleus bei Homer als Siegespreise; die Beile, durch die Odysseus bei Homer seinen Pfeil schießt, sind wohl gleichfalls Schatzbeile. In Argos dienten Eisenstäbe in Bratspießform als Geld, die dann Pheidon, der Ordner des peloponnesischen Maß- und Gewichtswesens, abschaffte und der Hera weihte: man hat sie bei den Ausgrabungen des Heratempels in Argos gefunden; das Wort für Bratspieß ging auf eine Münze über (obolos). — Beliebt war das Metall auch in Form von Schmucksachen, besonders von Ringen. Ringgeld finden wir im alten Ägypten, in Vorderasien, Phönicien und bei den Juden, bei den britischen Kelten und anderwärts, auch aus prähistorischen Funden in Troia, Cypern, Skandinavien usw. ist es bekannt.

Eine neue Phase der Entwicklung bezeichnet die Loslösung des Geldbegriffes von der Gebrauchsform des Metalles, der Übergang zum zugewogenen Rohmetall in Bruchformen oder handlichen Gußstücken (Barren). Die formlosen Kupferstücke Mittelitaliens (aes rude), der Goldstaub in Federkielen bei den Mexikanern, die Silberklümpchen (Tikals) der Siamesen, die Goldkörner oder -linsen in Etrurien, Troia und als nuggets bei den Goldsuchern Nordamerikas, die Silberkuchen, die man im alten Ägypten zusammen mit fremden Münzen und Münzbruch gefunden hat, sie alle gehören hierher. Uns interessiert hier besonders das Hacksilber des deutschen Mittelalters, weil es, auch in der Provinz Brandenburg in einigen 20 Funden gehoben, den Zustand des Geldwesens darstellt, bevor man hier — was etwa Mitte des 12. Jahrhunderts geschah — zur Prägung eigener Münzen schritt. Diese Hacksilberfunde setzen sich zusammen aus ganzen und beliebig zerbrochenen oder zerhackten Schmucksachen, ganzen oder zerhackten fremden, besonders islamischen Silbermünzen sowie ganzen oder zerhackten Gußstücken von Silber in Platten, Stäbchen u. dgl. Man wog das Silber ab

und zahlte damit. Die in jenen Funden vorkommenden islamischen Münzen sind von besonderem Interesse, weil sie Zeugnis geben von dem ausgedehnten Handel, der damals aus Skandinavien, den Ostseeküsten, dem ostelbischen Deutschland und dem inneren Rußland die Waren, besonders Pelzwerk und Sklaven, in die blühenden islamischen Länder führte; die bedeutende Rolle, die Pelzwerk dabei spielte, spiegelt sich im Worte Kürschner, vom türkischen kürk = Pelz wieder. Die Vermittlerrolle fiel dabei, wie das Vorwiegen ihrer Münzen lehrt, dem mächtigen Reiche der Samaniden zu, vom kaspischen Meere aus östlich zum Amu darja und Syr darja reichend, und weiter nördlich besorgten die Chasaren um Itil, weiterhin einerseits die Waräger-Russen um Kiew, andererseits die Wolgabulgaren den Zwischenhandel. Die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser ist es, während der dieser Handel blüht. Der Zerfall des Samanidenreiches und Völkerverschiebungen in diesen Gegenden sowie der Beginn des Levantehandels der italienischen Städte auf dem Seewege im Kreuzzugszeitalter führten sein Ende herbei. Damit hören auch die Hacksilberfunde auf, und sehr bald danach beginnt ja mit der Germanisierung und Christianisierung der Mark auch der Übergang zur heutigen Form des Geldwesens, zur Münze.

Kehren wir in den geldgeschichtlichen Zusammenhang der Hacksilberfunde zurück. Die rohe Form bloßer Metallbruchstücke weicht früher oder später einer Ausbringung in handlichen Formen, in Barren. Ihre Gestalt ist recht verschieden. Bald sind es mehr oder weniger dünne Platten, wie der Silberbarren mit der eingeritzten Inschrift eines Hettiterkönigs um 700 vor Christi Geburt, das sogenannte aes signatum der Römer im 4. und 3. Jahrhundert vor Christi Geburt und ihre Silberbarren in der Kaiserzeit, die Goldkobans und Silberitzebus der Japaner, und die Kupferplatten mit Wertstempeln, die in Schweden im 17. und 18. Jahrhundert zeitweilig statt der und neben den Münzen umliefen. Stangenformen haben viele der mittelalterlichen Silberbarren in den Ostseeländern und in Rußland; wie Siegellackstangen sehen die römischen Goldbarren der Kaiserzeit aus, anderwärts kommen Formen vor, die an Zungen, Nägel, Brote, Kuchenfladen und Ziegelsteine erinnern. In China, dem klassischen Lande des Barrensilbers, und ebenso im deutschen Mittelalter überwiegt die gewölbte Rundscheibe mit eingebogenem Rande; diese Form zeigt auch das märkische Fundstück derart, der zu Lässig gefundene Barren mit der eingestempelten Rose von Pyritz.

Zur Schaffung von Kleingeld bei Bezahlung kleinerer Summen zerhackte oder zerbrach man die Barren. Schon bei Ringgeld ist dies zu bemerken, wie denn die freigebigen nordischen Könige als „Ringbrecher“ gepriesen werden. Für die Barren weist das häufige Vorkommen von Barrenbruchstücken darauf hin (aes signatum, Barrenfunde des Mittelalters), und aus dem Altertum wird diese Sitte gleichmäßig für Hispanien und

die Äthiopen berichtet. Die russische Münzeinheit, der Rubel, führt etymologisch auf dieselbe Sitte zurück (von „rubit“, abhacken). Bei manchen Barren (z. B. aus den Funden von Troia) erleichtert eine Musterung oder regelmäßige Einkerbungen das Zerhacken in Teile von bestimmter Größe.

Im Verlaufe der Entwicklung tritt überall das Bestreben hervor, die Reinheit des Metalls oder wenigstens den landesüblichen Feingehalt durch eine Marke zu bezeichnen oder zu garantieren; so hat das römische aes signatum ein Bild und zum Teil sogar die Staatsaufschrift, so trägt der hetitische Barren den Königsnamen, anderwärts besorgen dies nachträgliche Einstempelungen oder in Ostasien Tuschaufschriften. Damit war ein erster Schritt vom Barren zur Münze getan. Nebenher geht ein zweiter, die wenn auch ungefähre Ausbringung auf ein rundes Gewicht, das so nur noch der Nachprüfung mit der Wage bedurfte. Derartiges ist schon beim ägyptischen Ringgeld und anderswo auf jener Entwicklungsstufe zu bemerken, beim Barrengelde trifft es für das römische aes signatum und manche deutschen mittelalterlichen Silberbarren zu. Im Hacksilberfund von Sonnewalde in der Mark waren je ungefähr gleiche Mengen Metalls in Beutel gepackt; auf ähnliches weist hin unser der Gaunersprache entlehntes Wort „Kies“ vom arabischen „kīs“ = Beutel, die römische Münzbezeichnung „follis“ (ursprünglich bedeutet es auch „Beutel“) und die türkische Rechnungsmünze „Beutel“ (= 500 Piaster).

Sobald nun jene Garantien von Feingehalt und Gewicht sich vereinigten, sobald sie ferner von einer Autorität ausgingen, die für einen gewissen Bezirk maßgeblich war, sobald endlich die betreffenden so garantierten Metallstücke klein und handlich, also etwa kugelrund oder später scheibenrund hergestellt werden, ist aus dem Barren die Münze geworden. Dieser Schritt ist in unserem Kulturkreise anscheinend im 7. Jahrhundert vor Christi Geburt im Reiche der lydischen Könige geschehen; die Handelsblüte ihres Reiches, hauptsächlich auf den griechischen Küstenstädten beruhend, erforderte einen geregelten Wertmesser, und die Macht dieser Könige ermöglichte ihnen die Durchführung. Für den Großverkehr aber erhielt sich der Barren neben den Münzen durch alle Zeiten hindurch; ein großer Teil der vorhin als Beispiele genannten Barren stammt aus Zeiten und Gegenden, die längst sich der Münzen erfreuten, und viele solcher Barren sind zusammen mit Münzen der betreffenden Gegenden gefunden worden. Ja auch heute noch besteht z. B. der Metallvorrat der Reichsbank zum Teil aus Goldbarren.

Wie so einerseits neben der Münze ihr Vorläufer, der Barren, fortexistiert, so ist ihr in neuerer Zeit in dem Anweisungswesen ein gefährlicher Nebenbuhler geworden, der sie vielleicht bald auf den täglichen Kleinmarktsverkehr beschränken dürfte: Banknoten, Wechsel, Giro- und Scheckverkehr beginnen die Transaktionen in gemünztem Metallgelde

zu verdrängen. Die vermehrte und in neuen Nominalen erfolgende Ausgabe von Papiergeld, die Verfügung über die Gehaltsüberweisungen der Beamten im Girowege, das Reichsscheckgesetz und, als jüngstes, der Postscheck, sind Anzeichen dafür. Aber auch angesichts dieser neuen, über die Münze hinausgehenden Geldformen bleibt doch wie bei Kindern und Sammlern der Tausch, so im bürgerlichen Leben sogar noch ein Rest der ursprünglichsten menschlichen Wirtschaftsform, der Eigenwirtschaft, bestehen, insofern die Hausfrau die endgiltige Zubereitung der Nahrung und die Instandhaltung von Wohnung und Kleidung selbst besorgt und überwacht. Und dies Restchen Eigenwirtschaft wollen wir uns erhalten!

XXII. Nach der Sitzung gesellige Zusammenkunft im Ratskeller.

22. (14. ausserordentl.) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Feier des XV. Stiftungsfestes. Freitag, des 6. März 1908.

Ausflug nach dem Grunewald.

Zu der Einladung hatte u. M. Herr Dr. Solger in schwungvollen Versen das Programm des diesjährigen Stiftungsfestes verkündet. Die Frage nach dem Anzug zum Beispiel war mit den Worten erledigt: „aber die in Fräcken kommen, fliegen raus aus dem Verein.“ Dazu waren die Räume der Ressource mit Tannengrün geschmückt und durch Würfelbuden und einen Schießstand in eine lustige Vogelwiese umgewandelt worden. An ihrem Eingang hatte man den Museumsdiener in Rock und Helm eines preußischen Gensdarmen postiert, während im Innern Herr Plack in der Uniform eines Oberförsters die Honneurs machte, unterstützt von seinem Adjutanten Herrn Dr. Solger.

Die Kostümfrage war wohl zu aller Zufriedenheit gelöst worden, besonders natürlich von den Damen, wo es nur Anerkennung und Bewunderung gab.

Neben der strengen Durchführung eines Kostüms, wie das einer Italienerin oder eines Fräuleins aus der Biedermeierzeit, gab es natürlich unzählige Nuancen und Phantasiekostüme; Jugend und Schönheit aller dieser zierlichen Trägerinnen aber gab erst den Kostümen den rechten Glanz.

Die erste halbe Stunde war der Begrüßung gewidmet und der Orientierung über die in Aussicht genommenen Zerstreuungen und Belustigungen.